

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 40

Artikel: Zum siebenzigjährigen Bestehen des Ferien Gymnasiums in Bern

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch hinsicht widersprach die Mutter Josef Michelessens ihrem Mann nicht mehr, wenn von dem Krieg und dem Schicksal Jupps die Rede war.

Freilich, Rikelchen stimmte Gust auch nicht zu.

Sie war stumm. Mit ihrem Mund. Und in sich selber.

Da Gust es verlangte, so freute Rikelchen sich. Da Gust es wollte, so lachte Rikelchen. Nicht wie ehemals. Sondern bald zu leise — bald zu laut. Oft so gezwungen, so störrisch, daß man fürchten mußte, ihr Lachen werde in Weinen umkippen. An andern Tagen so laut und schrill, daß selbst Gust aufhorchte und sich fragte: Was ist nur mit der Frau?

Was mit Rikelchen war? Sie wußte es: Müde! Unsagbar müde! Aber Gust durfte es nicht wissen. Gust durfte es nicht sehen. Aufrecht halten! Freuen! Mitfreuen! Und: lachen! Auch dann, wenn die Tränen nur durch Aufwand aller Mühe herunterzuschlucken waren, auch dann lachen!

Dieser Kampf gegen sich selbst machte Rikelchen immer blasser. Und immer müder.

Zum Doktor! drängte Gust. So gehe es nicht weiter!

Rikelchen schüttelte den Kopf: Zum Arzt? Nicht doch! Ihr fehle nichts. Ein törichtes schwaches Frauenzimmer wäre sie. Das sei des ganzen Rätsels Lösung.

Gust selber fand den Weg zur Freude nach wie vor leicht. Sie lag ihm sehr nah, seit er das höchste Ehrenamt des Bürgertums bekleidete. Kein Berg, kein Hügelchen drängte sich zwischen ihn und das Freuen. Nicht einmal die Sorge um Jupp. Der würde gesunden Leibes mit ordentlich bedeckter Uniform und einem Offiziersrang, der sich zur Zeit nicht einmal abschähen ließ, wiederkommen. Das stand unerschütterlich. Es gab eine sittliche Ordnung der Dinge, die sich nicht einmal in ihr Gegenteil verkehren konnte. So wenig wie am Äquator plötzlich alles vereisen, an den Polen eines Tages die Sonne den Eskimos senkrecht auf die Pelzkapppen scheinen konnte.

Niemand in der Stadt hatte Veranlassung, den kriegsgeblüdten Rentier und Bürgerwirthalter August Michelessen, dessen Sohn im Felde die während des Friedens verweigerte Offiziersernennung zuteil geworden war, zu fragen, wie es ihm gehe. Man las es auf seinem Gesicht, sah es an seinem Kommen und Gehen, hörte es hinter jedem Wort, spürte es durch jedes Handausstrecken im Dienst des Vaterlandes: Gust ging's gut!

(Fortsetzung folgt.)

Drei Berner stellen in Langenthal aus.

Langenthal spielt in der Geschichte der schweizerischen Malerei eine wichtige Rolle. Hat doch Hodler dort längere Zeit gemalt und Unvergängliches geleistet. Es ist nicht ohne Reiz, den von Hodler entdeckten Zauber der Landschaft im Oberaargau mit Proben unserer Zeit zu vergleichen. Wir legen natürlich einen zu strengen Maßstab an, wenn wir beispielsweise den jungen Langenthaler Edwin Hitz an Hodler messen. Aber es hat uns doch gefreut, bei Hitz, der gegenwärtig im Casino Langenthal mit zwei andern Bernern ausstellt, Landschaften aus der Gegend der Langen zu begegnen, die nur dort gemalt werden können und das Eigenartige dieses Landstriches gut wiedergeben. Hitz war eine Zeitlang als Theatermaler in Hol-

land tätig. Ein Grachtenbild aus jener Zeit fällt besonders angenehm heraus. Andere Landschaften, insbesondere aus unsern Bergen, würden eine stärkere Durchbildung wohl vertragen. Aber der Künstler ist noch jung; seine Porträts zeugen für eine starke Charakterisierungsgabe. Hitz weist sich auch als fein gestaltender Theatermaler aus. Wann wird Bern (wir wiederholen: nach Amsterdam!) sein Talent beanspruchen?

Fritz Gngi ist Stadtberner und stellt nur aus Freundschaftsgefühlen in Langenthal aus. Wir dürfen uns diesen jungen Künstler merken. Geschult an Vaters handwerklichem Können als Dekorationsmaler, zeigt er sich als freier Künstler von starker Begabung. Den Zeichenstift weiß er in fast altmäisterlicher Art zu führen, um — bei andern Theimen — mit elementarer Wucht seelisch heftig belebte Szenen hinzuwirfen. Kokoschka weiß ihn für einen Augenblick zu begeistern; Picasso zieht ihn in Bann. Dann aber ist er wieder ganz er selbst. Und da ist er am stärksten: als scharf charakterisierender Gestalter von Figürlichem. Gngi zeigt offene Begabung für Graphit. Sich hier weiterzubilden, dürfte ihm und andern Freude machen.

So ganz anders geartet ist der Dritte im Bunde dieser Aussteller: Heinrich Nyffenegger aus Bern. Seine in Langenthal gezeigte Winterlandschaft ist uns als sympathische Bekannte aus der Kunsthalle in Bern sofort wieder aufgefallen. Seine übrigen Landschaften zeugen von fleißiger Arbeit und gutem Farbengefühl. Da und dort wünschten wir ihm eine etwas belebtere Palette.

Der Start der drei Berner in Langenthal (Hitz und Gngi stellen zum erstenmal öffentlich aus) ist gelungen.

J. O. K.

Zum siebenzigjährigen Bestehen des Freien Gymnasiums in Bern.

Vor kurzem hat das Berner Freie Gymnasium sein 70jähriges Bestehen gefeiert. Von nah und fern strömten die ehemaligen Schüler und Freunde der Schule zu dem Feste herbei. Der kirchlichen Feier schloß sich ein Bankett an, und den Abschluß bildete eine wohlgelungene Schüleraufführung der Sopholle'schen Antigone. Die Feststimmung war getragen von der Tatsache, daß das vor 70 Jahren begonnene Werk heute noch Bestand hat auf der gleichen ideellen Grundlage, die bei seiner Gründung leitend war. Und ein ferner Grund zur frohen Stimmung war in der Tatsache gegeben, daß das Werk heute die Anerkennung und die Sympathie findet bis in die tiefsten Volkschichten hinab und hinauf in die höchsten Behörden des Bernervolkes. Der sichtbare Beweis dieser Anerkennung und Sympathie liegt vor in dem schönen Flügel, den die Regierung der Jubilarin geschenkt hat.

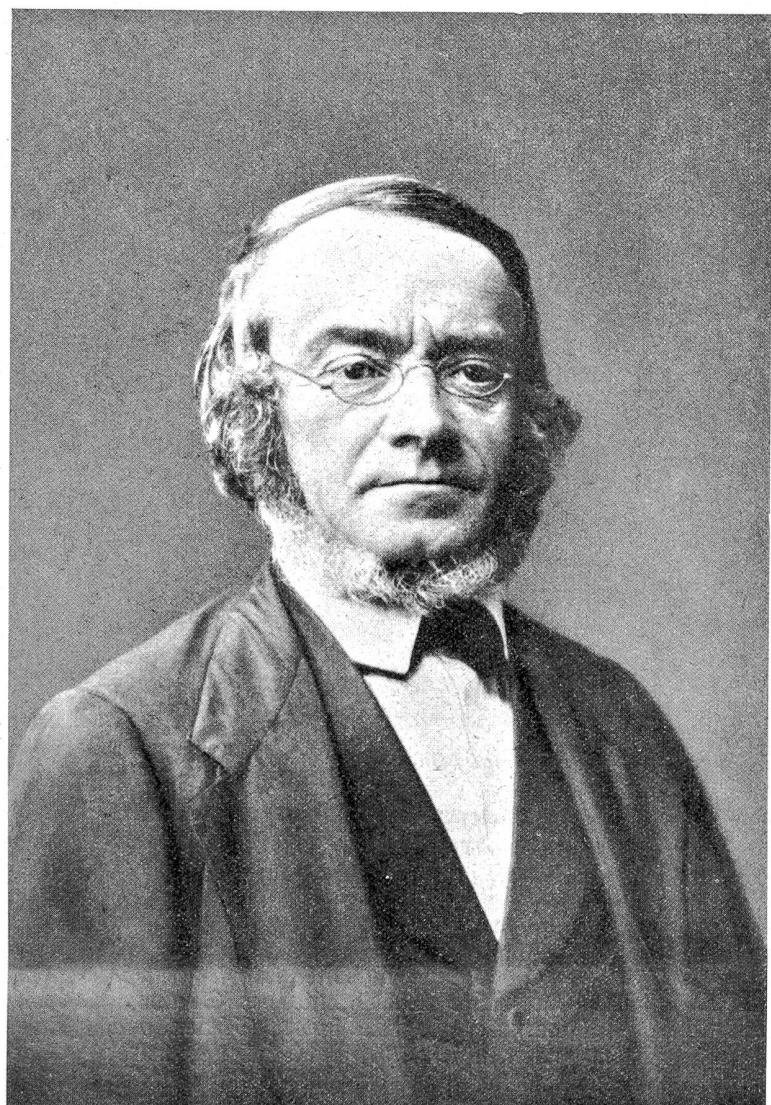
Die Idee der staatsfreien Schule in der bei uns verwirklichten Form verdient diese Anerkennung. Die Tatsache, daß im Bernerland solche freien Schulen bestehen und bestehen können, ehrt Volk und Regierung. Sie bezeugt einen hohen auf Opferbereitschaft fundierten Idealismus auf der einen Seite und verständnisvolle Loyalität auf der andern Seite. Das Recht, über die religiöse Erziehung seiner Kinder entscheiden zu dürfen, gehört zu den kostbarsten Rechten, die ein Staat seinen Bürgern schenken kann. Der liberal geführte bernische Staat duldet Schulen, zwei private Seminarien und ein privates Gymnasium, die die politischen Traditionen einer ihm feindlich gesinnten Vergangenheit pflegen. Das gereicht ihm zur Ehre. Daß diese Duldung nicht rein idealistischen Beweggründen entspringt, ist augenscheinlich. Sicher überlegt er sich, daß die Opfer der Väter für ihre freie Schule die Staatskasse entlasten,

dass sich in diesem Falle die Liberalität auch materiell lohnt. Und noch eine Ueberlegung mag die Haltung der Regierung bestimmen: eine Staatschule mit Monopolstellung in der Jugenderziehung, der die Konkurrenz der privaten Schule fehlt, kann leichtlich der Auffassung verfallen, sie sei Selbstzweck und das Elternpublikum habe sich danach zu richten. In dem Maße, wie die Staatschule verlernt, individuell zu erziehen, gewinnt die freie Schule an Bedeutung und Geltung. Es spielt diese also das notwendige Sicherheitsventil an der großen Maschine der Volkserziehung. Denn das ist sicher, daß in gewissen Erziehungsfällen — abgesehen von weltanschaulichen Sonderwünschen der Eltern — die Privatschule der erlösende Ausweg ist. Das damit verbundene finanzielle Opfer verpflichtet: die Eltern zum interessierten Mitgehen, die Schüler zu Fleiß und Wohlverhalten, die Lehrer zu steter Selbsterziehung. Gemeinsame Sorge verbindet Eltern-, Schüler- und Lehrerschaft zu gemeinsamer Arbeit, die Früchte tragen muß.

Siebenzig Jahre bedeuten für eine Schule, die sich selbst erhält, ebensoviele Jahre voll Schwierigkeiten, Schwierigkeiten, die kämpfend überwunden werden müssen. Die Schwierigkeiten liegen in der Geldbeschaffung, im Lehrerwechsel, in ungenügenden Einrichtungen, im Lehrplan, in politischen Anfechtungen. Die Geschichte des Freien Gymnasiums weiß von solchen zu berichten.

*
Die Gründung der Schule reicht in die politischen Kämpfe der 30er Jahre zurück. Die Regeneration schaltete die Religion als dominierendes Erziehungsprinzip aus der Volksschule aus. Die folgende 47er Verfassung erlaubte nicht, daß der Unterricht in den andern als im wahlfreien Fache der Religion konfessionell betont wurde; der Unterricht sollte von allen Kindern unbeschadet ihres Glaubens besucht werden können. Wer nun an einer bewußt religiösen Erziehung auch in der Schule festhält, muß diesen in einer privaten Schule suchen. So entstanden zu Anfang der 50er Jahre in Bern die Neue Mädchenschule, das Evangelische Seminar, so kam 1859 der Alphilologe Theodor von Lerber, den eine präoncierte konservative Gesinnung am Städtischen Gymnasium unmöglich gemacht hatte, zur Gründung einer privaten Knabenschule; der Schule, aus der fünf Jahre später die nach ihm benannte Lateinschule entstand.

Die Anfänge dieser Schule waren legendär bescheiden. Auf einer steilen Wendeltreppe stiegen die 15 Büblein von 5—10 Jahren in den Gerbergraben zu ihrem ersten Lehrer H. Egger und später zum zweiten Lehrer, Samuel Mori, hinunter, der alle Hefte selbst zu binden und zu linieren hatte und auf dem Ruhebett nächtigen mußte. Doch die Lerber-Schule gedieh. Ein zweites Zimmer mußte gemietet, ein zweiter Lehrer angestellt werden. Dieser zweite war Jakob Lütschg, der spätere Waisenvater. Dann kam ein dritter, Chr. Wymann-Mori. Die Schule siedelte in ein größeres Haus an der Judengasse über; heute steht dort die Nationalbank. Hier wurde sie zur Lateinschule, mit einer ersten Klasse von bloß 14 Schülern im Alter von 9—14 Jahren. Theodor von Lerber übernahm selbst die Hauptlehrertelle, zog aber Hilfskräfte herbei. Der Aufbau eines sechsklassigen Progymnasiums gelang; die nötigen Schüler fanden sich; neue Klassen- und Fachlehrer wurden angestellt. Wenige suchten und fanden bleibende Stätte. Doch tauchten bald einige bedeutsame Köpfe auf wie der Bayer Theodor Haarbeck, die Berner Isaak Friedli, Friedrich Hadorn und



Theodorich von Lerber 1823—1901.

Emil Joneli, die die Schule festhalten konnte; einige ragten in die jüngste Vergangenheit hinein, so der treffliche Lateiner Daniel Huber, dem noch die heutige Bätergeneration zu Füßen gesessen ist.

Als 1868 die ältesten Schüler der Lateinklasse die oberste Klasse erreicht hatten, ergab sich von selbst die Notwendigkeit, das begonnene Schulwerk zu krönen mit der Gründung eines Gymnasiums, das die Schüler vor die Pforten der Universität zu führen hatte. Theodor von Lerber wurde der Leiter der heranwachsenden Volksschule, und damals bürgerte sich der Name „Lerberschule“ ein. Ein Direktorium — erster Präsident war Alexander von Tavel, der damalige Burgerratschreiber — stand dem Schulleiter helfend und ratend zur Seite.

Die Schule wuchs; sie hatte 1871 dreizehn Klassen mit 205 Schülern. Aus dem zu eng gewordenen Schulgebäude an der Inselgasse zog sie nun nach der Schauspieldurchgangsgasse (Nr. 37). Noch war es kein modernes Schulhaus; es fehlte unter anderm die Aula; bei Schulanlässen benutzte man die Kapelle der Freien Gemeinde; die Große Schanze diente als Tummelplatz für die große Pause. Der Zeitgeist pochte an die Pforte. Die Realfächer hielten Einzug; eine eigentliche Realfasse wurde auf Wunsch der Elternschaft gegründet. Mit der Organisation der Realabteilung wurde Gottlieb Bed, langjähriger späterer Bizedirektor der Anstalt, betraut. Ihm trat bald der Mathematiker J. H. Graf hel-

fend zur Seite. Graf wurde im Laufe der Jahre eine Hauptstütze des Gymnasiums. Die Schule zog 1881 mit 300 Schülern an die Nägeligasse in den eigens für sie

Neuer Direktor wurde Pfarrer Friedrich Strahm. Dr. J. H. Graf, der Wortführer der Reform, kam nicht in Frage, weil er inzwischen ordentlicher Professor an der



Pfr. Friedrich Strahm, Direktor.



Dr. Preiswerk, Direktor.

nach Plänen von Architekt Eugen Stettler erstellten Neubau über. Eine neue Etappe des Ausbaus konnte damit begonnen werden.

Am Eingang dazu standen schwere politische Kämpfe. Ein Vorstoß der konservativen Träger der freien Schulen zur Erlangung einer burgerlichen Subvention scheiterte am Widerstand des damaligen Erziehungsdirektors Regierungsrat A. Bitzius. Im Jahre 1882 drohte der Schulvoigt, dogmatischer Religionsunterricht sollte in den Schulen, auch in den privaten, verboten sein. Dieses Schulgesetz wurde in einer Volksabstimmung abgelehnt, die Bahn war frei zu weiterem Aufstieg. Die Schule zog neue tüchtige Lehrer an sich. Den Zeitumständen entsprechend, waren es viele von jenseits des Rheins oder Schweizer, die ihre Ausbildung auf deutschen theologischen Fakultäten geholt. Viele machten nur Station und zogen weiter: ein Dr. Michael, ein Otto Burlinden, ein Pfarrer Rörber, der nachmalige gelehrte Theologe Schlatter, Dr. Pfleiderer aus Stuttgart vom Institut Rorthal, Dr. F. Glöckner. Sie machten andern, lebhaften Platz, die sich bleibend mit der Schule verbanden: Dr. L. Schlachter, G. Steinemann, Albert Blau, Bohnenblust, Rudolf Feldmann, Dr. Th. Im Hof.

Eine Zeit innerer Krise bedeutete die Umwandlungen, die die realistische Epoche auch für das Verberer Gymnasium brachte. Die Religion, das Latein und das Griechisch, die sogenannten toten Sprachen, wurden zugunsten der lebenden Sprachen und der realistischen Fächergruppen wie Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, aus ihrer dominierenden Stellung verdrängt. Das Gobatsche Programm der Maturitätsprüfung verlangte dringend diese Anpassung. Unter schmerzlichen Zuungen ging die v. Verbersche Ära zu Ende. Der im Alter unbeugsam gewordene eigenwillige Schulmann sah sich und seine Richtung zurückschlägt. Lehrerschaft und Schülerlichkeit und zuletzt auch die Elterngemeinde bedrängten ihn mit Reformwünschen. Er entschied sich in männlicher Tat zum Verzicht und verließ die Schule. Die reformierte Schule — 27 Religionsstunden waren gestrichen, Latein und Griechisch waren eingeschränkt — musste den Namen „Verberschule“ ablegen. Sie nennt sich seit 1892 „Freies Gymnasium“.

Hochschule geworden war. Neue Lehrer wurden der Schule gewonnen, z. T. bleibend, wie der Mathematiker Dr. Rudolf Huber, der Englischlehrer Dr. O. Weber. Die Schule gedieh. An den Maturitätsprüfungen schnitt sie immer gut ab. Nach kurzem Zögern folgte sie dem Städtischen Gymnasium, in der Errichtung einer Oberprima.

1896 trat Pfarrer Strahm als Direktor zurück. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Heinrich Preiswerk aus Basel. Unter seiner Leitung wurde das Schulhaus an der Nägeligasse ausgebaut. Der Unterricht passte sich weiterhin den Fortschritten der Pädagogik an. Gesang- und Turnunterricht wurden modernisiert und der Schwimmunterricht eingeführt. Dem 1900 verstorbenen A. von Tavel folgte Ludwig von Tschärner als Präsident des Direktoriums. Bizedirektor Dr. Beck wurde Chefredakteur des „Berner Tagblatt“ und verließ die Schule. Der Mathematiklehrer Dr. P. Gruner wurde Hochschulprofessor, gleich wie der Religionslehrer Pfr. Fr. Barth. Ersetzt wurde jener durch Dr. M. Henneberger; der nach Brienz gewählte Religionslehrer Pfarrer Baumgartner wurde von Münsterpfarrer W. Hadorn abgelöst. Eine erste Schülerin meldete sich 1901 an und wurde aufgenommen; bald wurde an der Elementarschule auch die erste Lehrerin gewählt.

1909 feierte die Schule ihr 50. Jubiläum. Bei diesem Anlaß stifteten die ehemaligen Schüler 20,000 Franken. Sie halfen in schweren Zeiten die Schule über Wasser halten. Budgetschwierigkeiten wurden auch später durch freiwillige Beiträge glücklich überbrückt. Die Schulgelder mußten allerdings in Anpassung an die neuen Verhältnisse verschiedentlich erhöht werden. Glücklich überstanden wurden auch die Kriegs- und Mobilisationsjahre mit ihren Stellvertretern und langen Ferien. Ebenso die Inflationszeiten und das daraus resultierende Anwachsen der Budgetzahlen. Mit kraftvoller Hand und unter oft schmerzenden Zugriffen — es kamen auch Relegationen vor — wurden eingerissene Trinkhälften und Schülerwiderstände, fatales Erbe der Kriegsjahre, ausgemerzt. Das neue Steuergesetz von 1918 veranlaßte die Schulleitung, das Schulhaus A.-G. käuflich zu erwerben. Mehr als die Hälfte der Aktien war bereits durch Schen-



Die Lehrerschaft des Freien Gymnasiums im Jahre 1905.

fung in den Besitz des Schulvereins gelangt. Mit dem 1920 gegründeten Verein ehemaliger Lehrerschüler erhielt das Freie Gymnasium eine willkommene Stütze. Sie war nötig im Hinblick auf die schwere Erschütterung, die die Schule durch die Vorgänge erlebte, die zum Rücktritt des Herrn Dr. Preiswerk, des dritten Schuldirektors, führten. Das obligate chronische Defizit der Schule war dank der lebhaften Anteilnahme aller Schulfreunde an den Finanzsorgen der Schule einem kleinen Überschuss gewichen.

Neuer Schulleiter, nunmehr Rektor genannt, wurde Herr Dr. R. Huber. Aber schon nach 2 Jahren gab Huber das Amt in die Hand seines jüngeren Kollegen, Herrn Dr. F. Schweingruber, dem heute amtierenden Rektor, ab; diesem steht als Konrektor Herr Dr. A. Bieri zur Seite.

Das Freie Gymnasium steht heute bei seinem 70. Jubiläum als wohlausgebaute, große Lehranstalt von 400 Schülern da, gehalten und gestützt durch die Liebe seiner jetzigen und ehemaligen Schüler und durch die Sympathie der Mitbürger, auch der andersgerichteten.

Ein wertvolles Geschenk wurde der Schule gemacht durch ihren derzeitigen Direktionspräsidenten, Herrn Fürsprech Dr. Albert v. Tavel, der in seiner Jubiläumschrift *) „Siebenzig Jahre Freies Gymnasium in Bern“ (Verlag R. J. Wyss' Erben) eine aufschlußreiche Geschichte der Schule geschrieben hat. Sie ist in ihrer gediegenen und objektiven Art ein Werbemittel, wie es sich die Schule nicht besser wünschen kann. Wir gratulieren dem Verfasser zu dieser literarischen Leistung und der Schule zu ihrem Jubiläumsgeschenk.

H. B.

*) Sie lieferte uns die textliche Unterlage zu unserem Aufsatz und ihr entnahmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verlages einige Illustrationsproben.

Dichter singen vom Herbst....

Eine kleine Lese von Alfons Wagner.

Seit Menschengedenken weht der Herbst, das Abschiednehmen von des Sommers Schönheit, wehmütige Empfindungen in der Seele. Und so sehr der Dichter als zartbesaiteter Mensch die Freude doppelt empfindet, das Glück

überschwänglich preist, so sehr umfängt ihn auch das Leid, das Scheiden von allem, was Schönheit und Güte war. Raum ein Herbstgedicht gibt es, das nicht weltschmerzliche Gedanken in sich birgt, dem nicht tiefe Trauer um Verlorenes innewohnt. So finden wir überall, in allen Zeiten, von allen Dichtern den Herbst als wehmütige Zeit des Abschieds geschildert. So himmelhoch jauchzend der Lenz begrüßt wird, so schmerzlich still und trauernd steht der gefühlvolle Mensch im Herbst. Aber wenn die Nebel steigen aus Tal und Gründen, dann gibt es einen Trost der Natur, die Klarheit, die den Herbsttagen eigen ist, diese zauberhafte Schönheit leuchtet golden durch den Trennungsschmerz. Eine Herbstlandschaft, die der Zauberer mit seiner farbenreichen Palette geschmückt. Diese prachtvollen Farben in Wald und Flur, diese im Blauen verschwindenden Linien trösten uns hinweg über die Stunde des Scheidens. Es ist ein Sterben in Schönheit, mit dem Lächeln gütiger Resignation. Rainer Maria Rilke hat uns doch eines der schönsten Gedichte zum Herbst geschenkt:

Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
Und auf den Fluren lasz die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
Gib ihnen noch zwei südlidere Tage,
Dränge sie zur Vollendung hin und jage
Die letzte Süße in den schweren Wein.
Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr;
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
Wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
Und wird in den Alleen hin und her
Unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.

Man möchte wünschen, daß in unsren Tagen der Haft und Oberflächlichkeit die Menschen mehr denn je den ewigen Dingen sich zuwenden würden. Denn es kommen Zeiten, wo fast vergessen wird, daß allnächtlich die Sterne am Himmel aufleuchten, ja, daß überhaupt ein Himmel sich über uns wölbt. Daß es Büsche und Wälder gibt, in denen die Vögel singen. Es tut bitter not, daß wir mit unserer Seele wieder einmal alleine sind. Theodor Storm